



Verantwortl. Redakteur: Anton Stehle.  
 Druck u. Verlag des „Düsseldorfer Volksblatt“,  
 G. m. b. H., beide in Düsseldorf.

**Gratis-Beilage zum „Düsseldorfer Volksblatt“.**

(Nachdruck der einzelnen Artikel verboten.)

**Zwölfter Sonntag nach Pfingsten.**

**Evangelium nach dem heiligen Lukas 10, 23-37.** „In jener Zeit sprach Jesus zu seinen Jüngern: Selig sind die Augen, welche sehen, was ihr sehet; denn ich sage euch, daß viele Propheten und Könige sehen wollten, was ihr sehet, und haben es nicht gesehen: und hören, was ihr höret und haben es nicht gehört. Und siehe, ein Gesetzklehrer trat auf, ihn zu versuchen, und sprach: Meister, was mach ich thun, um das ewige Leben zu erwerben? Er aber sprach zu ihm: Was stehet geschrieben im Geseze? Wie liestest du? Jener antwortete und sprach: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben von deinem ganzen Herzen, von deiner ganzen Seele, aus allen deinen Kräften, und von deinem ganzen Gemüte, und deinen Nächsten wie dich selbst. Da sprach er zu ihm: Du hast recht geantwortet; thu das, so wirst du leben! Jener aber wollte sich als gerecht zeigen und sprach zu Jesu: Wer ist denn mein Nächster? Da nahm Jesus das Wort, und sprach: Es ging ein Mensch von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber. Diese zogen ihn aus, schlugen ihn wund und gingen hinweg, nachdem sie ihn halbtot liegen gelassen hatten. Da fügte es sich, daß ein Priester denselben Weg hinabzog: und er sah ihn und ging vorüber. Desgleichen auch ein Levit: er kam an den Ort, sah ihn und ging vorüber. Ein reisender Samaritan aber kam zu ihm, sah ihn, und ward von Mitleid gerührt. Er trat zu ihm hin, verband seine Wunden und goß Öl und Wein darein; dann hob er ihn auf sein Lasttier, führte ihn in die Herberge und trug Sorge für ihn. Des andern Tages zog er zwei Denare heraus und gab sie dem Wirte und sprach: Trage Sorge für ihn, und was du noch darüber aufwendest, will ich dir bezahlen, wenn ich zurückkomme. Welcher nun von diesen dreien scheint dir der Nächste von dem gewesen zu sein, der unter die Räuber gefallen war? Jener aber sprach: Der, welcher Barmherzigkeit an ihm gethan hat. Und Jesus sprach zu ihm: Gehe hin und thue desgleichen!“

**Papsttum und Kirche.**

4.

Als um die Mitte Juli der nun in Gott ruhende Leo XIII. bereits mit dem Tode rang, schrieb der bekannte protestantische Pastor Raumann, der wahrlich kein Freund der katholischen Kirche ist, über die Bedeutung des Papsttums unter der Aufschrift „die waffenlose Macht“ u. a. Folgendes: „Langsam sinkt er (Leo XIII.) in den Tod hinein, ein Mann von fast unverzehrbarer Lebenskraft. Der Papst stirbt; das Papsttum selbst aber ist eine absolut sichere Einrichtung geworden, sicherer als das Amt des Kalifen (des Sultans) in Konstantinopel, sicherer als der (italienische) Königsthron an der Tiber, sicherer als das Kaiserthum in Deutschland. Das Papsttum gründet sich wie jede menschliche Herrschaft auf Glauben und Leistung, es ist aber bei ihm offener als bei anderen Herrschaften, daß seine Grundlage im Glauben liegt. Bei anderen Herrschaften wird das Wesen des zu aller Herrschaft nötigen Glaubens durch die Macht- und Strafmittel verdeckt, die den Glauben ausbreiten sollen. Daß nämlich auch diese Machtmittel — die Heere, die Beamtenschaften und Rechte — nicht aufrecht erhalten werden können, ohne daß ein Kern von Menschen da ist, der an die Notwendigkeit, Nützlichkeit oder Heiligkeit der von ihnen gestützten Macht glaubt, wird gewöhnlich nicht beachtet. Ein Herrscher, an dessen Recht, Größe und Aufgabe niemand

glaubt, wird eben durch diesen Mangel an Glauben zum bloßen Privatmann oder zum Schlingling einer anderen geglaubten Macht. Das Papsttum aber hat den eigentümlichen Vorzug, das Wesen der Macht rein destilliert zu zeigen, da es waffenlose Macht geworden ist. Die waffenlose Macht ist nicht zu verwechseln mit dem, was man gelegentlich eine „geistige Macht“ nennt, denn unter geistigen Mächten versteht man periodisch auftretende Einzelgedanken, wie etwa das Nationalitätsprinzip, das demokratisch-parlamentarische Prinzip oder die Idee des reinen Individualismus. Solche Ideen haben keine eigene Organisation, sondern setzen sich in vorhandene Organisationen zerstörend oder weiterbauend hinein. Der Katholizismus aber ist nicht eine einzelne Idee oder etwas ähnliches. Er ist ein geistiger Gesamtzustand, voll von tausend Vorstellungen, Lehren, Vorschriften, Gewohnheiten. Gerade die Bedrüßnisse der stärksten Romgegner beweisen, wie groß die waffenlose Macht ist. Auch Kaiser Wilhelm II. war in Rom und stellte seine Söhne dem Greise vor, in dem sich der Katholizismus konzentriert. Man kann aber nicht sagen, daß er sie dem Einzelwesen Leo XIII. vorgestellt hat, er zeigte sie dem Haupt der waffenlosen Macht. Eins kann man in Rom: Menschen dirigieren! Es ist ein Mysterium, wie es die wenigen geistigen Kapazitäten des heiligen Stuhles fertig bringen, so ungeheure Organisationen ohne größere Reibungen zu leiten. Ohne diese geradezu unerhörte Erb-

**Kirchenkalender.**

- Sonntag, 23. August.** Zwölfter Sonntag nach Pfingsten Zachäus, Bischof von Jerusalem. Evange. Luk. 10, 23-37. Epistel: 2 Korinther 3, 4-9.
  - St. Andreas: Nachmittags 3 Uhr Offizium für die Verstorbenen der Männer-Sodalität.
  - St. Lambertus: Feier des 13 stündigen Gebetes. Morgens 1/6 Uhr Aussegnung des allerheiligsten Sacramentes. 9 Uhr feierliches Hochamt. Nachmittags 1/3 Uhr feierl. Vesper. 1/8 Uhr Komplet und Te Deum zum Schluß.
  - St. Anna-Stift: Nachmittags 6 Uhr beginnen Exercitien und Vorträge für Dienstmädchen, zu denen nebst den Mitgliedern der Kongregation auch andere Dienstmädchen eingeladen sind. An den folgenden Tagen Morgens 5 Uhr hl. Messe, darnach Vortrag, dann zweite heilige Messe. Nachmittags 5 Uhr Vortrag. Schluß Sonntag, 30. August.
- Montag, 24. August.** Bartholomäus, Apostel.
  - St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr Pilgermesse für die Kevelaer Pilger, 5 1/4 Uhr Auszug der Prozession nach Kevelaer.
- Dienstag, 25. August.** Ludwig, König † 1270.
- Mittwoch, 26. August.** Samuel, Prophet. • St. Lambertus: Morgens 9 Uhr Dankgottesmesse mit sakramentalischem Segen zum Schluß für die Kevelaer Pilger.
- Donnerstag, 27. August.** Gebhard, Bischof † 996.
- Freitag, 28. August.** Augustinus, Bischof und Kirchenlehrer † 430.
- Sonntag, 29. August.** Johannes Enthauptung.
  - St. Lambertus: Morgens 1/6 Uhr hl. Messe mit sakramentalischem Segen zum Schluß.



weisheit der Menschenbehandlung müßte es alle halbe Jahrzehnte einmal innerhalb des Katholizismus lichterloh brennen. Das ist die Leistung, die der päpstliche Stuhl als Gegengabe für den die Herrschaft herstellenden Glauben den Katholiken aller Erdteile bietet."

So der protestantische Pastor Raumann in der "Zeit", — fürwahr ein wertvolles Geständnis! Der Verfasser steht außerhalb der Kirche und versteht daher auch das "Mysterium" der "waffenlosen Macht" nicht, die sicherer ist als das Kaisertum in Deutschland. Er meint, die alte "unerhörte Erleuchtung" Roms sei es, die für das "Mysterium" die Erklärung liefere. Wir Katholiken, lieber Leser, wissen die Sache besser zu deuten: es ist der göttliche Ursprung des Papsttums, es ist die Verheißung unseres Herrn: "Die Pforten der Hölle werden die Kirche nicht überwältigen" (Matth. 16, 18). Wäre das Papsttum eine bloß menschliche Einrichtung, so würde es auch, wie alle rein menschlichen Schöpfungen allmählich in sich zerfallen und untergehen. Nun besteht es aber ununterbrochen in stets sich erneuernder Kraft von Jahrhundert zu Jahrhundert fort, während die mächtigsten weltlichen Reiche altern und untergehen — und es besteht heute noch in voller, ja, in erhöhter Kraft und Wirksamkeit.

Man hat nun auch gesagt, der Primat (Vorrang) des Bischofs von Rom über die Gesamtkirche leite sich davon her, daß Rom das große politische Zentrum der damals bekannten Welt gewesen ist. Die heidnische Welt habe dem in Rom residierenden Kaiser — die christliche Welt dem Nachfolger Petri gehorcht, weil er eben auch in Rom residierte; so müsse man die universale Machtstellung des Bischofs von Rom als einen Reflex der obersten Gewalt des römischen Kaisers betrachten. Die Größe Roms im Altertum, sein Ruhm als politische und militärische Macht, habe unmerklich den geistigen Vorrang des Bischofs von Rom geschaffen.

Aber das ist offensichtlich eine Schöpfung ausschweifender Phantasie und keineswegs die Feststellung eines Tatbestandes. Den Primat (Vorrang) Petri und seiner Nachfolger finden wir als von Christus eingesetzt in den Evangelien, finden wir von den Vätern und Bischöfen der Gesamtkirche, sowie von den Konzilien als ausdrückliche Institution des göttlichen Gründers der Kirche anerkannt — nicht aber als Reflex der Macht ihres Freundes, Verfolgers und oftmals Henkers: des römischen Kaisers! Ja, geradezu lächerlich ist die Annahme, die ganze, über den Erdbreis verbreitete Kirche sei durch so viele Jahrhunderte derart getäuscht worden, daß sie eine göttliche Einrichtung mit einem Schattenbild der alten kaiserlichen Gewalt, wenn ich so sagen darf, verwechselt habe! Und das in der ersten Zeit ihres Bestehens! Und diese seltsame, unbegreifliche "Nachahmung" sollte Niemanden aufgefallen sein außer gewissen überklugen Leuten unserer Tage?

Freilich, der Apostelfürst Petrus wählte die damalige Welthauptstadt Rom, um dort seinen Sitz und damit das Zentrum der Gesamtregierung der Kirche aufzurichten — gerade weil Rom die Hauptstadt des römischen Weltreiches und ihm von da aus die Regierung der Kirche bedeutend erleichtert war. Schon die hl. Väter weisen darauf hin, und es ist für Jeden leicht zu begreifen. Der Apostelfürst brachte das vom göttlichen Stifter der Kirche empfangene Vorrecht des Primates mit nach Rom und überlieferte es dann seinem Nachfolger — nicht aber entlehnte er es von den römischen Cäsaren oder äßte es ihnen nach, denn die göttliche Verfassung der Kirche hat in ihrer monarchischen Form nichts zu schaffen mit dem Despotismus des römischen Kaiserreichs. Der Bischof von Rom aber — der Papst — als Nachfolger Petri, ist, wie die Geschichte es über allen Zweifel erhebt, immer als Glaubenslehrer und Richter, über den hinaus es keine Berufung mehr gab, als

Mittelpunkt der Einheit von der gesamten Kirche verehrt worden, dem Alle — Hirten und Gläubige — Ehrfurcht und Gehorsam darzubringen, daß, wer sich von ihm trennt, damit aufhört zum Schaffstall Jesu Christi zu gehören.

## Was die bunten Flaggen sagen.

(Ueber Flaggen-signale.)

An der Lloydhalle zu Bremerhaven liegt der Schnelldampfer des Norddeutschen Lloyd "Kaiser Wilhelm II." zur Abfahrt nach New-York bereit. Zischend und fauchend entströmt der weiße Dampf den Ventilrohren an den mächtigen vier Schornsteinen, knarrend und ächzend bewegen sich die Ladebäume, an denen der Rest der Ladung, wie das Passagiergepäck übergenommen wird, Kommandorufe erschallen hier und dort, und in das alles mischen sich die lustigen Klänge der Stewardskapelle vom Oberdeck her, die mit einem flotten Marsch den eben einlaufenden Zug mit den Kajütspassagieren begrüßt. Gleich darauf sehen wir dieselben auch schon an Bord kommen, dienst-eifrig eilen linke Stewards herbei, nehmen den Ankömmlingen das Handgepäck ab und führen sie zu ihren Kabinen, während gleichzeitig das große Gepäck im Raum verstaunt wird.

Mittlerweile haben Kapitän und Offiziere ihre Plätze auf der Brücke, der Back u. s. w. eingenommen, der Verbindungsriegel zwischen Schiff und Land wird weggeholt, ein langer Pfiff der mächtigen Dampfpeise des Schiffes, dann heißt es: "los die Dien!"; die Trossen, mit denen das Schiff noch an den Bollern befestigt war, werden losgeworfen, der Maschinentelegraph schlägt an, und langsam bewegt sich der Koloss zum Vorhafen hinaus auf die Rheide. Hier stoppt "Kaiser Wilhelm II." einen Augenblick, ein Schlepper bringt den Hosenlofen an Land, der Schnelldampfer gibt nochmals ein dreimaliges dröhnendes Pfeifensignal, dann gleitet er majestätisch abwärts.

Wie klein erscheint neben ihm die auf Rheide liegende Dampfschiff eines bekannten amerikanischen Milliardärs, die auf der Rückfahrt von der Kieler Woche Bremerhaven angelaufen hat und noch auf Rheide liegt. Jetzt passiert "Kaiser Wilhelm II." die Yacht, und während er zum Gruß die Heckflagge nippt, geht an ihrem Kreuzmast ein langer, senkrecht rot-weiß-rot-weiß-rot getellter Wimpel hoch, dem gleich darauf an der Flaggleine ein Wimpel und zwei Flaggen folgen.

"Das ist Sie nämlich ä Signal", meint gemächlich ein biederer Sachse, der es sich nicht hat nehmen lassen, seinem Jungen, der heute hinauszieht nach "drüben", das Geleit zu geben.

"Schauns, hab i mi a denkt", erwidert sein behäbiger Nachbar, dessen Wiege nicht weit vom Münchener Hofbräuhaus gestanden haben muß, "aber was solls bedeuten?"

Ich nehme das Fernglas zur Hand und sehe, daß das Signal D T L lautet, es bedeutet: ich wünsche Ihnen glückliche Reise, was ich den beiden erkläre, die sich höflich bedanken, mich aber doch mit einem gewissen Seitenblick ansehen, als wollten sie sagen: Woher kann der denn das wissen?

Als "Kaiser Wilhelm" am Horizont verschwunden ist und das Getümmel sich zu legen beginnt, treffe ich den dicken Bayern in der Lloydhalle wieder.

Treuherzig streckt er mir die Hand hin. "I hab Ihna vorhin nit recht glaubt, da von wegen dem Signal, aber da hab i no an andern g'fragt, so anen in Uniform, der hat mir selbe g'sagt wie Sie. Aber nu seins so guat, sagens mir, wieso Sie das gesehen haben."

Oern findet sein Wunsch Erfüllung.

"Von den bunten Fähnchen, die Sie da sehen, gibt es im ganzen 26, und zwar bedeutet jedes für sich einen Buchstaben des Alphabets."

"So, nu versteh i, nacha zieht man halt auf, was man braucht."

"Halt stopp! So einfach ist die Sache denn doch nicht. Gewiß kann man so verfahren, wie Sie meinen, aber das wäre zu umständlich und zu zeitraubend. Die Flaggen und Wimpel sind nämlich günstigstenfalls nur auf etwa 4 Seemeilen (7,5 km.) sichtbar, sodaß ein Schnelldampfer wie "Kaiser Wilhelm II.", "Kronprinz Wilhelm" und "Kaiser Wilhelm der Große" nur etwa zehn Minuten in Signalweite eines Punktes am Lande bleibt, während sich beim Begegnen zweier solcher Windhunde des Ozeans diese Zeit gar noch auf die Hälfte vermindert. Man hat deshalb den einzelnen Flaggen, Wimpeln usw., sowie den Zusammenstellungen derselben die Bedeutung ganzer Wörter oder Sätze gegeben, und es dadurch möglich gemacht, daß sich Schiffe aller Nationen durch diese Flaggen miteinander verständigen können, ohne daß sie gegenseitig ihre Landessprache kennen."

"Na, erlaubn S' mal", der Bayer ließ vor Erstaunen das halbgefüllte Glas, das er gerade an die Lippen setzen wollte, wieder sinken.

"Ich will es Ihnen gleich deutlicher machen. Sehen Sie dort den Dampfer auskommen, der an der Spitze des vordersten Raftes eine weiße Flagge mit blauem Viereck führt? Das ist die Flagge S, und sie bedeutet in allen Sprachen: Ich wünsche einen Lotfen. Dagegen sagt die blaue Flagge mit weißem Viereck, die den Buchstaben P bezeichnet und den Beinamen "Der blaue Peter" führt, allen Schiffsfahrtskundigen: Dieses Schiff geht noch heute in See, wer noch etwas an Bord zu tun hat, mag es schleunigst erledigen. Die gelbe Flagge Q erfreut sich gerade keiner besonderen Beliebtheit, denn sie sagt: Dies Schiff ist quarantänepflichtig, sendet den Quarantänearzt an Bord! Der rote Stander B warnt: Kommt mir nicht zu nahe, ich habe Pulver (oder andere feuergefährliche Ladung) an Bord."

"Meiner Seel, fein austüftelt is 's."

"Alle Signale sind in alphabetischer Reihenfolge zusammengefaßt in einem internationalen Signallbuch, das bei allen seefahrenden Nationen in Gebrauch ist und die Bedeutung der einzelnen Signale je in der Sprache des betreffenden Landes wiedergibt und es auf diese Weise, wie gesagt, ermöglicht, daß sich Schiffe aller Nationen untereinander verständigen können. Hinter dem Signal D < R findet der Deutsche z. B. in seinem Signallbuch die Bedeutung: Besatzung gerettet und dem entsprechend der Engländer crew saved, der Franzose equipage sauvé, usw."

"Und wie viel Signale kann man mit den Flaggen machen? Denn man muß doch a ganz große Menge davon brauchen?"

"Im ganzen 374 428."

Nun war's alle, der gute Bayer begann laut zu lachen, offenbar meinte er, die starke Hitze habe bei mir Folgen gehabt.

"Ich werde es Ihnen gleich beweisen. Die 26 Flaggen geben zunächst allein 26 Signale, dann kann man zu jeder Flagge eine andere hinzufügen, also 26 x 25, das sind 650, im ganzen also schon 676, weitere 15 600 Signale erhalten wir, wenn wir drei Flaggen verwenden (26 x 25 x 24), und wenn wir gar vier Flaggen auf einmal aufziehen, so gibt das noch 26 x 25 x 24 x 23 oder 358 800 fernere Signale. Nimmt man dann noch den rot-weiß-roten Wimpel, der bedeutet, daß nach dem internationalen Signallbuch signalisiert werden soll und gleichzeitig als Antwortwimpel dient, und setzt man ihn unter oder über einer bzw. zwei Flaggen, so erhält man noch wieder 1352 Signale, und damit ist die von mir angegebene Zahl 374 428 erreicht."



Eifrig hatte der Dicke auf der Tischplatte nachgerechnet. „Wirklich, es stimmt, aber dacht hätt' s' nit. Werden denn die Signale da alle braucht?“

„Nein, bei weitem nicht. Namentlich die Signale mit vier Flaggen sind möglichst eingeschränkt. Je weniger Flaggen verwendet werden, um so geringer ist die Möglichkeit, daß Fehler beim Anknuten und Ablesen vorkommen. Als Signale mit vier Flaggen finden wir demnach nur die geographischen Signale und die Schiffs-Unterscheidungs-Signale. Jedes Schiff hat nämlich, um Verwechslungen mit Fahrzeugen gleichen Namens vorzubeugen, für sich allein vier Unterscheidungsbuchstaben, an denen es ohne weiteres erkennbar ist, so fern man die Rationalität des Schiffes kennt. Zeigt z. B. ein Dover passierendes Schiff die deutsche Nationalflagge und die Flaggen Q F W R, so wird der betreffende Leuchtturmwächter im Schiffsregister nachschlagen und dann telegraphisch die Meldung weitergeben, daß das Kadettenschulschiff des Norddeutschen Lloyd „Herzogin Sophie Charlotte“ passiert ist. International ist hierbei der Grundsatz durchgeführt, daß die Unterscheidungs-Signale der Kriegsschiffe sämtlich mit G beginnen.“

Im übrigen waltet das Prinzip ob, daß Signale dringender Art, wie Gesuche um Aufmerksamkeit, Anzeige von Gefahr und Aufforderung zur Hilfe mit einer, höchstens zwei Flaggen gemacht werden und daß alle eigentlichen Notsignale mit der Flagge N beginnen (N A = ich bin auf Grund, habe sofortige Hilfe nötig). Durch weitere Zusammenstellung ist es möglich, alle Mitteilungen, die der Seemann braucht, wie Angaben der Breite und Länge, Thermometer- und Barometerstand, Kompasssignale, solche für die verschiedenen Geldsorten, Maße und Gewichte, allgemeine Mitteilung, sowie geographische Namen weiter zu geben.“

„Und wer hat denn dös alles zusammengestellt?“

„In der Kriegsmarine hat man ein solches Signalsystem schon lange, für die Handels-Schiffahrt hat zuerst Kapitän Marryat, von dem Sie gewiß schon den einen oder anderen Seeroman gelesen haben, im Jahre 1840 ein Signalsystem ausgearbeitet, das in seinen Grundzügen noch heute gilt. Er verwandte dabei die Flaggen der englischen Kriegsmarine, gab ihnen aber eine veränderte Bedeutung.“

„A braver Mann is gewesen, und der Seemann kann ihn nur sehr dankbar sein für sei Arbeit, aber Ihnen dank i a recht schön, daß Sie mir so erklärt haben was d' bunten Fegeln da alles erzählen können.“

### Verloste keinen Bettler.

Es war im Monat September. Ein junger Mann stand vor dem Gitter eines Gartens und blickte schon nach der Veranda der Villa gegenüber. Seine defekten Kleider und Stiefel waren mit dem Staub der Landstraße bedeckt und trugen die äußerste, vollkommene Armut zur Schau. Drüben auf der Veranda saß eine schöne junge Dame in einem Cremefleide. An ihrer Seite spielte ein etwa vierjähriger Knabe, an dem jede Bewegung das vornehme Kind verrieth. Eine große Dogge an der Kette streckte ihre mächtigen Glieder im Sande. Der Mann am Gitter zögerte, öffnete mit einem plötzlichen Entschlusse die Pforte und trat ein. „Gnädige Frau,“ begann er.

„Nein, nein,“ schüttelte die Dame den Kopf. „Gehen Sie auf der Stelle!“

„Sie hält mich für einen Hansirer,“ dachte der Fremde und fuhr dann laut fort: „Gnädige Frau, ich wollte Sie nur um die Güte bitten, mir ein Stück Brot zu schenken. Ich bin so hungrig. Ich will nach L., mir Arbeit suchen, aber ich habe keinen Kappen. Es wäre so gütig von Ihnen, mir Etwas zu geben.“

Die Dame erhob sich. „Gehen Sie,“ befahl sie unwillig. „Wir dulden hier keine Bagabunden. Dieser Hund ist gefährlich. Nähern Sie sich auch nur einen Schritt, so löse ich seine Kette und Sie sind verloren. Fort!“

Hatte dieses engelschöne, junge Geschöpf kein Herz? Die Dogge knurrte und strebte sich zu befreien, bereit, auf den Fremden einzudringen. Die Dame eilte zu dem Hunde und legte die Hand auf dessen Kette. „Ich gebe Ihnen zwei Minuten Zeit,“ rief sie mit klangvoll süßer Stimme, „wir machen mit Euch kurzen Prozeß.“

Der Mann antwortete nicht. Er kehrte um und schritt durch die Pforte. Sein Herz zog sich in wildem Schmerz zusammen. „Möget Ihr der Hilfe bedürfen, wie ich heute, und wie ich vergebens darum ansehe,“ schrie es in ihm. Er warf sich auf die Erde und verbarg das Gesicht in beide Hände. „Ein Bagabund,“ murmelte er. Gott weiß, ich sprach die Wahrheit, und sie nannte mich einen Bagabunden!“

Der Wind blies dem hungrigen Manne aus der Küche des Hauses den appetitlichen Duft von Kaffee und Kuchen zu. Eine Schale dieses Trankes und ein Stück Brot hätten ihm neue Kräfte verliehen. Er hatte nie im Leben gebettelt und schwor, es nie wieder zu tun, sollte er auch auf der offenen Landstraße verhungern. Sein Handwerk, in dem er fleißig gearbeitet, hatte ihm einträglichen Lohn gebracht, aber so bescheiden er gelebt, waren ihm keine Ersparnisse geblieben. Er hatte seinen Verdienst zum bequemen Haushalt seiner alten Eltern verwendet, und als diese starben, waren es sein Bruder und dessen Kinder, die seine volle Hilfe in Anspruch nahmen. Es kamen arge Zeiten.

Die Fabrik, worin er gearbeitet, wurde aufgelöst, und er fand nirgends Beschäftigung. Er gerieth in Not. Da endlich vernahm er, daß er in E. Arbeit finden könne, und in seiner Armut jäherte er die Reise dahin zu Fuß aus. Als er sie angetreten, war seine Kleidung in gutem Zustande; nun war sie zerrissen und mit Schmutz und Staub bedeckt, die geringe Baarschaft aufgezehrt. Er schlug sein Nachtlager in Scheunen und auf freiem Felde auf und vermochte es nicht das Mitleid der Menschen anzurufen. Hier, wo der Hunger an seinen Kräften zu zehren begann, überwand er endlich sein Schamgefühl und bettelte. Aber die zarte Frau mit der weichen Stimme hatte ihn hinausgestoßen, ihm den Bissen verweigert, ihn einen Bagabunden genannt. O, wie dieser Vorgang ihm in die Seele brannte!

Die Dame hatte sich inzwischen in das Haus zurückgezogen. Das Gewissen ließ ihr keine Ruhe. „Wenn es ein Hilfsbedürftiger gewesen ist, habe ich mich recht schwer an ihm vergangen,“ dachte sie.

Trotz aller Argumente versuchte Frau Cranz das Bewußtsein des Unrechts nicht aus ihrer Seele. Jüdeß trat das kleine Intermezzo im Garten bald in den Hintergrund. Um die junge Frau war es hell und behaglich, der heimgekehrte Knecht schirrte das Pferd, die reizende kleine Frau bestieg mit dem Kinde den Wagen und lenkte ihn selbst nach der Eisenbahnstation, ihrem erwarteten Gatten entgegen. Welch' einen schönen Anblick bot sie in dem von einem feurigen Hengste gezogenen Wagen, das liebe Knäblein an ihrer Seite. Sogar ihre Nachbarin konnte ihre Anerkennung nicht verjagen und lächelte ihr einen vergnügten Gruß zu.

Aber noch ein anderes Augenpaar verfolgte das Bild. Es war dasjenige des armen Mannes, der Brot geheißt und einen Stein erhalten hatte. Er schritt den Weg zur Eisenbahnstation dahin. Der Hunger hatte ihn geschwächt aber er streckte nicht wieder die Hand aus, vielmehr wiederholte er seinen Schwur, als der elegante Wagen an ihm vorbeivollte und der dicke Staub vor ihm auf-

wirbelte. Der kleine Injasse bemerkte ihn. „Mama, da geht der Bettler von vorhin,“ rief er, auf ihn deutend, seiner Mutter zu.

Der Himmelstein lag auf einem Berge und von der Eisenbahnstation weit entfernt. Der Weg bietet eine durch seine malerische Schönheiten ausgezeichnete Aussicht dar. Sie liegt dort, wo der Fahrweg einen schmalen Einschnitt passirt und damit das zwischen wildromantischen Felsblöcken und Waldungen verstreut sich dahinschlängelnde Geleise kreuzt. Die hohen Wände und Bäume entziehen den nahenden Zug den Blicken des Fahrenden oder Fußgängers, bis er die Dichtung erreicht. Daher gilt hier sorgsame Vorsicht.

Frau Cranz ließ sie so ziemlich walten. Sie fuhr so langsam den Berg herab, daß der Mann, den sie einen Bagabunden gescholten sie überholte. An den Einschnitt gelangt, glaubte er, in der Entfernung einen Eisenbahnzug zu unterscheiden, und ließ sich mit dem Vorhaben, ihn an sich vorbeibrausen zu sehen, auf einen Meilenstein nieder. Indem er wartete schweiften seine Blicke nach dem Wagen, der sich langsam aber sicher näherte. In diesem Augenblick erscholl ein Pfiff — der Warnungsruß der Lokomotive, wie er oft zur Verhütung von Gefahren durch jene Berge geklungen. Dieses Mal aber sollte er zum Verderben werden.

Von dem unerwarteten schrillen Ton, der sich in lautem Echo durch die Felsen brach, erschreckt, schaute das Pferd, bäumte sich hoch auf und jagte unaufhaltiam dem gefahrdrohenden Eisenbahnbaume zu. In diesem Tempo mußte es sammt dem Gefährte auf dem Geleise mit der heranbrausenden Lokomotive zusammenstoßen, von ihr erfasst und niedergeschmettert werden. Der Mann auf dem Meilenstein sah es. Er sah die junge Frau in dem Wagen, ihr Kind fest an sich pressend, sich mit aller Kraft an die Räderkette klammern. Sie war von Entsetzen gelähmt und unfähig, sich zu helfen. Ja das war dasselbe Wesen, das ihn vor kaum einer Stunde von seiner Schwelle gestoßen und ihn einen Bagabunden genannt.

„Möget Ihr der Hilfe bedürfen und vergebens darum stehen!“ war sein Fluch auf das Haupt der Mitleidlosen gefallen, und nun stand die furchtbare Erfüllung des Fluches so nahe vor seinen Augen.

Aber sonderbar, in dem Augenblicke, da seinem Rachegefühl Befriedigung werden sollte, entfloß der Dämon aus seiner Brust, und das Gefühl der Menschlichkeit nahm ohne Bedenken davon Besitz. Er sprang auf, stürzte sich auf das entseesselte Pferd und fiel ihm mit Anspannung aller Kräfte in die Zügel. Von dem Hinderniß überrascht, hielt es, sich aufbäumend, einen Augenblick still, und diesen benützte er.

„Aussteigen! Sofort!“ schrie er den beiden Injassen zu. „Rasch, meine Kräfte erlahmen.“

Frau Cranz gehorchte. Mechanisch sprang sie auf den Boden, der unter ihren Füßen schwankte. Ein Schwindel erfasste sie und hinstehend fühlte sie den warmen Druck der Kinderhand in der ihren. Wo war der Wagen mit dem Pferde? Wo ihr Lebensretter, den sie mit reichen Händen lohnen wollte? Jener Brave, den sie so schüde abgewiesen, da ihn hungerte, und der sich so edel an ihr gerächt, wo war er nur geblieben?

Der Eisenbahnpfiff war verklungen, die Waggons standen in der Station, die Passagiere waren ihnen entstiegen; unter ihnen befand sich auch Herr Cranz und begrüßte mit inniger Zärtlichkeit seine Gattin.

„Bist Du auch wirklich nicht verletzt, meine liebe Frau?“ fragte er sie ängstlich. „O, welch ein Wunder.“

Aber sie antwortete kaum; ihr Blick schweifte suchend durch die Dunkelheit nach dem in Lumpen gehüllten, mit Schmutz und Staub bedeckten Manne, um seine Verzeihung zu erbitten und die große Schuld ihres Lebens,



soweit es in ihren Kräften lag, an ihm zu tügeln. Das spärende Auge haftete an einer Gruppe, aus der sich zwei Männer lösten, die, eine Last tragend, herankamen.

„Das Pferd riß ihn unter die Maschine, er ist todt!“ hörte sie Einen sagen.

### Die Kameelpostmarke.

Humorste von Ferdinand Hork.

Er war der beste Beckmesser: das stand bombenfest für die Einwohner von N. seit der ersten Meisterfänger-Aufführung: bis dahin war er ein ziemlich unbekannter Bass-Buffo gewesen; von jenem Tage an erhob er sich über das gewöhnliche Niveau hoch empor; er wurde „unser Beckmesser“ mit starker Betonung des persönlichen Fürworts.

Er — doch ich habe ganz vergessen, „unseren Beckmesser“ unter seinem bürgerlichen Namen vorzustellen; also: er hieß Richard Keller, wog circa 170 Pfund bei Mittelgröße, trug konstant einen braunen Anzug von geradezu kunstwidrigem Schnitt, hatte schlecht geschneidertes Haar und ein paar große Schellfisch-Augen. Er war wegen seiner Gutmütigkeit beliebt beim ganzen Bühnenvölkchen und bei den — Philatelisten; er sammelte nämlich leidenschaftlich Briefmarken; sonst hatte Keller wirklich nichts Besonderes an sich; im Extérieur war er geradezu das Gegenteil eines Künstlers; sein Ruhm beruhte wie gesagt auf seinem Beckmesser. War es eine spezielle Beanlagung für diese eigenartige Figur des Bayreuther Meisters, dessen Borne Keller mit einem gewissen Stolz trug oder war es eine besondere Hingabe, ein Versenken in die Rolle, welche dem Bass-Buffo den seltenen Erfolg eintrug? Wir haben uns oft die Köpfe darüber zerbrochen, bis uns eines Tages — wie man so sagt — der Staar gestochen wurde. Ein blutjunger Anfänger mit ein paar hohen Tönen war vom Direktor als Walthers Stolz für ein dreimaliges Gastspiel gewonnen worden; bis zum zweiten Gastspiel kam er allerdings nicht; denn so vernichtend hatte die Kritik wohl selten über einen Sänger geschrieben, als über diesen Walthers. Es war mir, als auch in unserem Blatt eine sehr abfällige Kritik über diesen Nimen erschien, nicht gerade angenehm, meinen gewohnten Platz beim Fröhlichoppen im Stadttheaterkeller-Restaurant einzunehmen; denn daß der junge Mensch auch anwesend und sehr indigniert sein würde, war mir im Voraus klar; aber andererseits erwog ich, daß mich die Sache eigentlich nichts anging; denn ich hatte die Kritik nicht geschrieben, wenn auch für die betreffende Nummer verantwortlich gezeichnet.

Was ich ahnte trat auch ein; der durchgefallene Walthers Stolz schimpfte nicht schlecht auf die Presse im allgemeinen und auf unser Blatt im Besondern. Schon wurde mir die Sache ungemütlich und ich dachte daran, vor der gewohnten Zeit meinen Fröhlichoppen abzubrechen, als die Diskussion durch einen plötzlichen Seitensprung des gekränkten Sängers von mir abgelenkt wurde; dieser machte nämlich die Bemerkung, es sei unerhöhet, wie borniert das Publikum sei, eine solch minderwertige Leistung, wie die des Bass-Buffo Keller als Beckmesser mit solch frenetischem Beifall anzuzureichen.

Anfangs war Alles starr; unser Beckmesser sollte minderwertig sein?! Nein, das war unerhöhet! Und nun fiel alles über den frechen Grünschnabel her. Aber dieser verteidigte seine Ansicht mit solchem Wortschwall und mit einer solchen Reihe bezeichnender Argumente, daß man ihm unwillkürlich doch zuhörte, und das Manche so ganz langsam — unpfusen und ihm im Geheimen beistimmten. Der durchgefallene Walthers führte nämlich aus, das Publikum verhinnele zu drei Vierteln Wagner nur deshalb, weil dies

jetzt eben vornehm und zum guten Tone gehörend sei; komme nun eine humoristische Szene, so atmeten diese musikalischen Plebejer auf, lachten aus vollem Halse über ein paar komische Bewegungen, die ihnen der Salon-humorist eines Varietes nicht bieten dürfte und aus diesem Grunde gefiele jeder Beckmesser und das Publikum jeder Provinzstadt rühme sich, den besten Beckmesser zu haben. Mehrere Sänger widersprachen zwar lebhaft, aber bei den braven Stammtisch-Spießern saß doch der Pfeil. Und in den nächsten Tagen brachten sie die neue Auffassung dem armen Richard Keller so allmählich bei.

Keller war völlig niedergedonnert; das sagten ihm seine besten Freunde, das plapper-ten sie dem Grünschnabel nach, der doch einen solch eklatanten Beweis seiner Unfähigkeit gegeben hatte: es war zum Heulen!

Und Keller, der ein sehr sensibler Mensch war, wäre unsehbar zum Heulen gekommen, wenn ich nicht zu einem Gewaltmittel gegriffen hätte.

„Trösten Sie sich“, — sagte ich zu ihm, „Sie sind und bleiben doch unser allgemein hochgeschätzter Beckmesser; den soll Ihnen mal jemand nachspielen.“

„Nebrigens“ — so fuhr ich mit etwas gedämpfter Stimme fort meinen Trampf anspielend — „ich kann Ihnen wahrscheinlich eine Kameelpostmarke besorgen.“

„Mensch!“ jagte Keller — weiter nichts; aber in diesem einen Worte lag eine solche Fülle des Ausdrucks, daß die Feder die Nuancen der Gefühle garnicht zu beschreiben vermag.

Ich habe schon erwähnt, daß Keller ein großer Philatelist vor dem Herrn war; nun hatte er in unserem Blatte gelesen, daß in Nord-Afrika Kameelposten eingeführt seien und daß sogar eine Regierung — welche, wußte ich selbst nicht mehr — Reitkameelposten eingeführt habe. Das Wort — es ist so lang, daß es einen Schatten wirft, wie Mark Twain sagt — hatte es Keller angetan; er mußte eine solche Marke haben, koste es was es wolle. Er hatte mich schon oft gebeten ihm durch unser Blatt den Gegenstand seiner Wünsche zu besorgen. Ich beteuerte die Unmöglichkeit; es half aber nichts; ich hielt ihm vor, die Geschichte von der Reitkameelpostmarke sei nichts weiter als eine Zeitungsente, selbst das glaubte er mir nicht, obgleich er von mehreren Briefmarkenhandlungen auf seine Anfrage die Mitteilung erhielt, daß ihres Wissens solche Marken nicht existierten.

Wie es kam, daß ich in jener unglücklichen Fröhlichoppenstunde Keller die Marke in Aussicht stellte, weiß ich bis heute noch nicht; ich habe nur noch das Gefühl, daß ich ihn damals trösteten wollte, ob der Unbill, die ihm dem „besten Beckmesser“ widerfahren war. Ihn zu trösten war mir damals glänzend geglückt; denn Keller fand nach meinem Versprechen, ihm die Marke zu besorgen, sofort seine gute Laune wieder.

Wie aber sollte ich nun an diese verfluchte Briefmarke kommen, deren Existenz nicht einmal nochweislich war.

Um den Nachfragen auszuweichen ging ich ein paar Tage lang nicht zum Fröhlichoppen. Was ich befürchtete, trat ein: Keller suchte mich auf meiner Redaktion auf. Zuerst war er überaus höflich; dann aber, als ich allerlei Ausflüchte suchte, wurde er aufgeregter und zuletzt sogar grob. Da legte sich einer meiner älteren Kollegen ins Mittel, indem er mir ironisch lächelnd zurief: „Aber, warum wollen Sie denn unserem Beckmesser den kleinen Gefallen nicht tun? Ich denke, daß wir in fünf Tagen einen Brief unseres Spezialkorrespondenten mit einer solchen Marke erhalten.“

Keller dankte gerührt; kaum hatte er die Türe von außen zugemacht, als ich auf meinen Kollegen losfuhr:

„Wie wollen Sie denn eine Marke be-

schaffen, die höchst wahrscheinlich gar nicht existiert?“

„Nicht existiert? Dann machen wir eine!“ sagte mein Kollege ganz gemächlich.

Und wir machten eine . . .

Auf der Geschäftsempfehlung einer Kameeldeckenfabrik fanden wir die Abbildung einer Schutzmarke, die ein Kameel zeigte; das Format glich dem einer englischen Briefmarke. Die Färbung wurde mit einem Perforier-Apparat nach einigen mißglückten Versuchen nordürftig hergestellt, dann die Marke in Kaffeesatz gelegt, wodurch sie eine mattbraune Färbung erhielt und schließlich auf der Rückseite etwas gummiert, auf ein Stück Papier aufgeklebt und nach einiger Zeit wieder sorgfältig abgelöst.

Schön war unsere Marke nicht; aber trotzdem waren wir stolz auf unser Fabrikat; die Stempelung, die unser Maschinenmeister besorgt hatte, erregte einige Bedenken; schlimmer noch war das Wort „Trade — mark“ also Handels- oder Schutzmarke, welches unter dem Kameel prangte; aber Keller hatte ja doch keine Ahnung von der englischen Sprache.

Die Ueberreichung der Kameelpostmarke gestaltete sich an unserem Fröhlichoppentisch zu einer Staatsaktion; vorsichtshalber hatten wir nur wenige Stammtisch-Brüder in den frommen Betrug eingeweiht. Keller schwamm sechs Tage lang in Bonne; aber nur sechs; denn am nächsten Samstag war er Abends nach der Vorstellung ins Philatelistenkränzchen gegangen und was dann folgte, kann man sich denken. Er schimpfte am anderen Tage auf der Bühne, beim Fröhlichoppen — der Kollege und ich waren ahnungsvoll weggeblieben — beim Mittagessen: kurz und gut überall auf „diese Preßmenschen“. Selbstverständlich wurde dadurch der Scherz, den wir uns erlaubt hatten, in der ganzen Stadt bekannt und Keller hieß bald nur noch die „Kameelmarke“. Er behielt diesen Spitznamen auch bis zu seinem Abschied von unserer Bühne, als er das Glück hatte an eine kleinere Hofbühne berufen zu werden, nachdem er dort mit Erfolg gastiert hatte, selbstverständlich als — Beckmesser.

Einer der vielen Kränze, die ihm zum Abschied auf die Bühne gereicht wurden, trug auf den Schleifen die Inschrift: „Unserer lieben Kameelmarke — der Stammtisch im Stadttheaterkeller.“

### Zweifelhafte Charade.

Fügt man ans Ende der ersten Silbe das richtige Zeichen,  
So wird ein römischer Gott mit jenem Worte benannt.  
Freundlich gemüht ist die zweite den blühenden Kindern der Wiesen;  
Doch auch am Himmel der Kunst strahlt sie in herrlichem Glanz,  
Württemberg's zahlreiche Städte begrüßen als Schmeißer das Ganze,  
Das, wie wohl jedem bekannt, uns einen Dichter geschenkt.

### Zahlenrätsel

1, 2, 3, 4 und 5 erstreckt,  
Mit langsamem Pflanzenwuchs bedeckt  
Sich weit in manchem Land.  
Als heilig gilt 2, 3 und 4,  
Und jeden Menschen meiden wir,  
Bei dem's Verachtung fand.

Als deutscher Strom voll stolzer Pracht  
Gilt 5 mit 6 und 7, 8  
Zum Meer von Ort zu Ort.  
Im Walde lebt 10, 11 und 1;  
Dort reißt die Kraft des Sonnenscheins  
Als Frucht das ganze Wort.

### Ankündigungen aus voriger Nummer.

Telegraphenrätsel: Biesel, Jli, Langwedoc, Hujah, Gsmont, Laube, Rommsen, Helios, Achat, Urkunde, Firdusi, Falan, Wilhelm Hauff — Lichtenstein.

Pyramide: A, Ar, Are, Erna, Arana, Lanera, Lateran.